



MKH Medien Kontor Hamburg

Hefteditionen

Andreas Nohr

Meyerbrinck

das heitere Werk

ein Kurzroman

Hefteditionen
Heft Nr. 1

1.

Bevor wir zur Sache kommen, muß etwas über den Helden vorausgeschickt werden, wir bitten um ein wenig Geduld:

Sebastian Botanikus Meyerbrinck wollte eigentlich Lehrer werden. Als er begriff, daß er bei seiner in sich gekehrten und stets auf das Wesentliche zielenden Natur an den zeitgenössischen Schülern nur scheitern konnte, gab er seinen Plan nach wenigen Studiensemestern Mathematik und Geschichte auf.

Sebastian Botanikus Meyerbrinck wollte heiraten. Als ihm aufging, daß er angesichts seiner furchtsamen, tölpelhaften und in allen Liebesangelegenheiten gänzlich unerfahrenen Wesensart bei Frauen nichts erreichen würde, am wenigsten ein Jawort, unternahm er in dieser Richtung keinen einzigen Schritt mehr.

Sebastian Botanikus Meyerbrinck wollte schreiben. Als ihm nach einigen ungeschickten Versuchen, etwas zu veröffentlichen, klar wurde, daß er eher ein verheirateter Lehrer werden als jemals etwas publizieren würde, nahm er nie wieder ein Schreibgerät in die Hand – so würde man vermuten. Daß man damit irrt, sagt mehr über Meyerbrinck aus als die genaueste Beschreibung seiner Physiognomie. Diese kann darum weitgehend unterbleiben. Nur so viel muß wohl erwähnt werden: An Jahren stand Meyerbrinck irgendwo zwischen fünfzig und sechzig, an Größe eher an der Seite der Kleinen und an Leibesumfang – nun ja.

In der Frage von Schuldzuweisungen übrigens verhielt sich Meyerbrinck nicht anders als jeder Mensch. Alles Mißgeschick lag also nicht an ihm, sondern an den Schülern, an den Frauen und an den Verlegern.

Allerdings: Es war ihm leicht gefallen, das Unterrichten an den Nagel zu hängen, bevor er ihn recht eingeschlagen hatte. Die Frauen aus der Hand zu geben, ehe er auch nur eine einzige je näher kennen gelernt hatte – das hatte dagegen schon schwerer gewogen; aber Meyerbrinck hatte Einsicht in Unausweichlichkeiten. Mit dieser zweiten Einsicht war jedoch seine Duldungsgrenze erreicht gewesen. Und daraus folgte:

Nur weil es den Verlegern nicht gefiel, würde er nicht zu schreiben aufhören.

Man mag von Meyerbrinck halten, was man will: Konsequenz und Sturheit wird man ihm so wenig absprechen können wie eine bedauerliche Jähzornigkeit. Er fuhr also zu schreiben fort, nun aber ohne jede Rücksicht auf mögliche Verleger und richtete sogar sein Leben ganz auf dieses Schaffen ein:

Er fand eine Stellung als Aufsichtsperson in einem Kunst- und Gewerbemuseum. Dort erwarb er ohne unnötige Vergeudung von Geist und Kraft sein Einkommen, das ihm erträglich zu überleben erlaubte. Mehr als solchen Broterwerb suchte Meyerbrinck in dem Museum nicht. Darum vermied er es streng, mit den Besuchern oder gar mit den gleichfalls wachenden Kollegen auch nur ein Wort zu wechseln, die Garderobiere allerdings ausgenommen. Die nämlich ließ es sich nie nehmen, ihn freundlich von seinem Mantel zu befreien, wenn er das Museum betrat. So konnte Meyerbrinck nicht umhin, höflich gemeinte Grüße mit ihr auszutauschen. Das störte ihn aber nicht, solange es nur dabei blieb.

Diese – vornehm gesagt – Einsilbigkeit Meyerbrincks hatte ihren Grund: Er wachte ja nur über die Kunst, um selbst welche schaffen zu können, und das duldet keine ärgerlichen Ablenkungen. Jener Kunst zuliebe verkleinerte Meyerbrinck

seine Wohnung gehaltsentsprechend und begnügte sich fortan mit einem winzigen Schlafzimmerchen und einem nur wenig größeren Schreibtübchen, in dessen Mitte ein Schreibtisch fast die halbe Fläche einnahm. An den Wänden des Schreibzimmers brachte er ringsum vom Boden bis zur Decke Regale an, die zunächst nur wenige Bücher enthielten sowie zahlreiche Kästen und Kistchen, anfangs alle leer. Aber die Fluten seiner Kunst erfüllten mehr und mehr die anfängliche Leere von Kisten und Regalen, denn er begann, die Kistchen mit Notizen, Gedanken, Formulierungen, Literaturhinweisen und Zusammenfassungen, die Regale aber mit eigenen Manuskripten zu füllen. Und das waren mit der Zeit nicht wenige.

Kurz: Meyerbrinck erledigte zunächst seinen musealen Dienstplan, den Rest des Tages aber verbrachte er mit Recherchieren, Exzerpieren und Skizzieren; er sammelte Einfälle, entwarf Kompositionen, schrieb auf, schrieb nieder, rekapitulierte, reflektierte, korrigierte, revidierte, resümierte und rezensierte – und archivierte: Am Ende des Weges stand jedes Mal ein reinlicher Ausdruck des aktuellen Werks. Denn auch, wenn es vielleicht überrascht: Meyerbrinck verfügte in seiner Schreibstube sehr wohl über einen wenn auch veralteten, kleinen Computer sowie einen asthmatischen Nadeldrucker, der aber immerhin noch lebte. Der Ausdruck wurde dann in einem Copyshop mit einem Deckblatt in bestimmter Farbe versehen, gebunden und schließlich der Farbe entsprechend und einer mit Filzstift auf den Buchrücken gemalten Zahl guter Ordnung nach ins Regal gestellt.

Meyerbrinck erwarb gelegentlich auch ihn interessierende oder für die Recherche notwendige Bücher, in Sonderheit antiquarische Lexika. Auch nötigte ihn das allmähliche Überquellen seiner Zettelkästchen, immer mehr Kästchen anzuschaffen. So ergoß sich die Flut bald auch über den Fußboden, bis sich an allen erdenklichen Ecken der Wohnung wachsende Stapel von Büchern, Papier und Kästen fanden, selbst im Schlafzimmer. Im Grunde war es absehbar, daß er eines Abends nach Hause kommen, in seiner Wohnung keinen Platz mehr finden oder in seiner eigenen Gedankenflut untergehen würde.

Bevor sich dies aber Gott sei Dank nicht mehr ereignen konnte, trug sich jene Geschichte zu, die nun zu erzählen ist.

2.

Es begann damit, daß Meyerbrinck sich entschloß, sein erstes heiteres Werk zu schreiben. Meyerbrinck, in Sachen der Schriftstellerei unterdessen bewandert, wußte genau, was man dafür benötigte; selbst Goethes Faust hätte sonst niemanden recht getroffen. So sagte er laut zu sich selbst: „Ich brauche vor allem eine lustige Person!“

In diesem Augenblick klingelte es an Meyerbrincks Wohnungstür. Meyerbrinck, mit seinen Gedanken schon ganz bei seiner lustigen Person, versäumte es, sich über solches Ereignis, das noch nie eingetreten war, zu wundern und öffnete. Vor ihm stand ein Mann um die dreißig, schwarze Jeans, schwarzes Hemd, darüber eine langärmelige schwarze Strickjacke, die bis fast zu den Kniekehlen hinunter reichte. Er trug eine schwarzberandete Brille und hatte lange und fettige schwarze

Haare. Auffällig aber war vor allem sein dunkler Blick aus Augen, die tiefe, schwarze Ränder hatten.

„Ja?“ fragte Meyerbrinck.

Der Mann sah ihn düster an; er antwortete nicht.

Meyerbrinck war schon unruhig geworden, ob er die Tür nicht ohne Entschuldigung wieder schließen und zu seinen Gedanken über die gesuchte lustige Person zurückkehren sollte. Da aber ging es wie ein Ruck des Erinnerns durch den Fremden, Bewegung fuhr unerwartet in seinen Arm, der nun die Hand suchend in der Jeanstasche vergrub. Daraus zog die Hand schließlich ein Ding hervor, das sich der Mann mit fahriger Bewegung über den Kopf zog. Nun trug das verdichtete Schwarz über der eigenen plötzlich eine rote Clowns-nase und sagte: „Ich bin Ihre lustige Person.“

Andere hätten sich gewundert. Denn wer außer Meyerbrinck selbst konnte wissen, daß dieser soeben erst den Entschluß zu einem ersten heiteren Werk gefaßt hatte und daher eine lustige Person tatsächlich eben jetzt dringend benötigte. Meyerbrinck dagegen, noch immer verstrickt im Spinnennetz seiner Gedanken, nahm für selbstverständlich, was ihm da widerfuhr. Ihn wunderte anderes. Er blickte an dem Fremden einige Male auf und nieder und stellte dann fest: „Sie sind doch keine lustige Person!“

„Stimmt“, sagte der dunkle Mensch und steckte die rote Nase wieder in die Tasche, „das habe ich ihnen ja auch gesagt!“.

„Wem –“, fragte Meyerbrinck, „mir?“

„Nein“, war die Antwort, „nicht Ihnen, sondern ihnen, also 'ihnen', kleingeschrieben.“

„Ach so“, sagte Meyerbrinck.

Hatte er verstanden? Wußte er, wer gemeint war?

Stumm stand man sich an der Wohnungstür ratlos gegenüber.

„Aber das macht nichts“, sagte der Schwarze schließlich.

„Was?“ fragte Meyerbrinck.

„Daß ich keine lustige Person bin.“

„Wieso nicht?“

„Weil Sie auch nichts Heiteres schreiben können, sagten sie.“

„So, sagten sie das!“

„Nein, nicht ich, sondern 'sie' sagten das, 'sie', kleingeschrieben.“

„Ja, das sagte ich, ich sagte 'sie' und nicht 'Sie'.

„So.“

„Na, dann ...“, sagte Meyerbrinck.

„Tut mir leid“, sagte der Dunkle, blickte bedauernd und ging; Meyerbrinck schloß die Tür.

Er blieb eine Weile sinnend dahinter stehen, dann schlug er sich gegen die Stirn, riß die Tür wieder auf und brüllte das Treppenhaus hinab: „Wer sind Sie eigentlich?“

„Wer – ich?“ hallte es von unten herauf.

„Wer denn sonst!“

„Ich bin Ihr Genius!“ erklang es.

„Kommen Sie rauf“, sagte Meyerbrinck.

3.

„Ich bin Ihr Genius“ – zu diesem Satz ist eine kurze Zwischenbemerkung notwendig, weil wir sonst Gefahr laufen, nicht von jedem verstanden zu werden:

„Die Hand des Mutius Scaevola“ – so hieß einer der Romane Meyerbrincks mit rotem Deckblatt, rot für: „Antike“; es trug die Nummer zwei auf dem Buchrücken. Es war die Geschichte jenes Römers, der im Lager der feindlichen Etrusker zur Abschreckung derselben die Hand über das Kohlebecken gehalten hatte, daß sie verbrannte, ohne daß Scaevola auch nur mit der Wimper zuckte. So beschaffen seien alle Männer in Rom, ergänzte er mit noch qualmendem Armstummel – für die geruchsempfindlichen Etrusker Anlaß genug, ihr Vorhaben, die Stadt zu plündern, noch einmal zu überdenken.

Meyerbrinck nun beschrieb in seinem Manuskript auf vierhundertdreiundsechzig Seiten das weitere Leben des Scaevola als eine einzige quälende Suche nach der verlorenen Hand, nachdem Scaevola nämlich begriffen hatte, daß ihr Verlust der Republik zwar genützt, ihm persönlich aber nur geschadet hatte. Das Werk zählt nicht zu den starken Arbeiten Meyerbrincks.

Im Zuge der Nachforschungen zu diesem Manuskript – ein wenig vorbereitet schon durch die Recherchen zu dem anderen Werk mit rotem Deckblatt und der Nummer eins auf dem Buchrücken; es trägt den Titel „Helenas Unschuld“, und man erahnt die Handlung – im Zuge jener Nachforschungen also hatte Meyerbrinck die antike, vor allem altrömische Überzeugung kennengelernt, derzufolge ein jeder Mann einen „Genius“ besaß.

„Besäß“ ist vielleicht nicht das rechte Wort, der Genius gehörte ihm ja nicht wie etwa die Pantoffeln, sondern der Genius entsprach ihm, und zwar als externe Verkörperung seiner selbst. Wie übrigens jeder Frau auch eine Juno entsprach, nur daß dieser zweite Gedanke Meyerbrinck nicht betraf und auch sonst in der Geschichte kaum Spuren hinterlassen hat.

Natürlich war sich Meyerbrinck darüber klar geworden, daß die römische Vorstellung vor allem die geschlechtliche Potenz des „pater familias“ meinte. Meyerbrinck aber hatte diese Vorstellung – in gewisser Weise parallel zur christlichen Geschichte des Abendlands – für sich selbst dahingehend sublimiert, daß er nur seine eigene literarische Schaffenskraft darunter verstand. Kurz: Meyerbrinck war seit geraumer Zeit bereits davon überzeugt, einen „Genius“ um sich zu wissen. Wieso? Weil er im Grunde selbstkritisch ahnte, wie dringend er einen solchen benötigte.

Denn Meyerbrinck sprach ja mit niemandem, außer einigen Museumsgästen, wenn sie ihn nach dem Restaurant oder nach der Toilette fragten. Und, wie gesagt, mit der Garderobiere. Erst recht aber tauschte er sich mit niemandem über seine literarische Schaffenskraft aus. Derlei Schweigsamkeit drückt auf den Geist wie der Deckel auf den Topf.

Also hatte Meyerbrinck an seinem Schreibtisch bisweilen mit seinem Genius geredet, wenn das Wasser in ihm wieder einmal gekocht und Überdruck erzeugt hatte. Er hatte ihm dann seine Überlegungen vorgetragen, seine Einwände gehört und sich daraufhin aufs Neue bedacht. Die Frage nach der ontologischen Qualität des Sprechers solcher Einwände, will sagen nach dessen körperlichen Realität,